

bsz

bärner studizytig

bärner studizytig #2 dezember 2015

- **Wenn die Sicherheit zuschlägt**
- **Die Schweiz verliert sich. Eine Polemik**
- **Kopftuch, Fussball und Symboldebatten**
- **Im Gespräch mit Franz Hohler**
- **SUB-Seiten: «Die Studienwahl muss frei bleiben»**
- **EDK-Präsident Eymann im Gespräch**



digitec.ch

Mobile Weihnachtsangebote

Filialen in Basel, Bern, Dietikon, Kriens, Lausanne, St. Gallen, Winterthur, Wohlen und Zürich
Onlineshop unter www.digitec.ch – Gratis Lieferung in die ganze Schweiz

Smartphones gibt's bei uns auch mit Neuabo oder Vertragsverlängerung – jetzt sparen!

Salt. Sunrise swisscom



Neuheit

SHOW ROOM



549.–
Marshall London Phone
16GB

Für alle, die auch unterwegs guten Sound lieben! Das erste Smartphone von Marshall kommt im Originaldesign, mit zwei Klinkensteckern & Front-Lautsprechern, Stereo-Mikrofon sowie grossartiger Bass-Technologie.

Artikel 5636777, alle Produkthighlights unter digitec.ch/Marshall

Bestseller

SHOW ROOM



299.– statt 355.–
Honor 7 16GB

Ein Hauch von Luxus zum sensationellen Preis-Leistungs-Verhältnis. Der Rekordschlager aus China überzeugt mit edlem Aluminium-Design, Achtkernprozessor sowie kristallklarem 5.2 Zoll-Full-HD Display. Artikel 5592887

Bestseller

SHOW ROOM



459.– statt zuvor 499.–
Samsung Galaxy S6 32GB

Zum X-Mas-Spezialpreis! Freue dich über ein edles Glas-Metall-Design & ein brillantes AMOLED-Display. Artikel 3522639

Alle Preise in CHF inkl. MwSt. Statt-Preis ist Konkurrenzpreis vom 1.12.2015.

Editorial

#2

Liebe Freunde und Freundinnen der erschlafenen Professuren,

wie schon Immanuel Kant nicht sagte: «Er ist es: die zweite *studizytig*-Ausgabe!» Eure Lieblingsredaktion erlöst eure von Prüfungsstress geplagten Seelen und liefert mit der zweiten Ausgabe einen guten Grund fürs Prokrastinieren! *Statistik II* und *Einführung in die Gestein-Wasser Interaktion* werden auch nächstes Semester noch angeboten. Oder dann Übernächstes.

Item, in dieser Ausgabe bewegen uns die grossen vorweihnächtlichen Themen. Zum Beispiel der Hijab im Frauenfussball – das Erlebnis einer jungen Berner Kopftuchträgerin wirft Fragen auf. Die Schattenseiten des Nachtlebens beleuchten wir auf Seite 4 und erzählen die Geschichte von Mike, welcher auf der Titelseite zu sehen ist.

Wie die Lesenden inzwischen bemerkt haben werden, ist diese zweite Nummer durchaus apostolisch geprägt, apolitisch hingegen ist sie nicht. Wir freuen uns sehr darüber, einen ersten Gastbeitrag präsentieren zu dürfen: David Streit sieht die Schweiz sich verlieren und prophezeit eine vierjährige Leidenszeit – wenn nun nicht grösser gedacht wird. Und wann geht eigentlich die Welt unter? Franz Hohler, mit dem wir in dieser Ausgabe globofzgen, kennt die Antwort.

Dann war da noch die *studizytig*-Release-Party. Wir waren positiv überrascht, wie viele unserem Brunftschrei ins ISC gefolgt sind, um zu feiern und uns eine erinnerungsschwache Nacht zu schenken. Überschwänglichen Dank dafür!

Eure Redaktion
redaktion@studizytig.ch

Titelbild: cb

häregluegt 4

– Wenn die Sicherheit zuschlägt

drigschnuret 9

– Die Schweiz verliert sich. Eine Polemik

nomau häregluegt 12

– Kopftuch, Fussball und Symboldebatten

ufsteuer/ablöscher 15

plöderlet 18

... mit Franz Hohler

wärweisetä 21

gschnögget 22

– Gar nicht mal so schön

grümschelichschttä 23

sub-seiten 24

– EDK-Präsident Eymann über Bildung, Gesellschaft und Wirtschaft

– Frauen in der Wissenschaft



Wenn die Sicherheit zuschlägt

Am Morgen kommt der Anruf vom Spital: Mike ist im Ausgang schwer verletzt worden. Er hat einen Schlag auf den Kopf bekommen, eine Vene im Hirn hat geblutet und er liegt im künstlichen Koma.

Am Nachmittag warten Mikes Eltern vor der Intensivstation. Seine Mutter sitzt auf einem Stuhl und nippt an einer Cola, um ihre Übelkeit einzudämmen. Sein Vater tigert herum, schaut immer wieder auf die Uhr und dann zur Schiebetür, hinter der irgendwo sein Sohn liegt. Was ist passiert? Mike ist nicht der Typ, der in Schlägereien verwickelt wird. Seit der Dreissigjährige selbst Vater geworden ist, hält er sich von Risiko und Adrenalin sowieso fern. Er springt nicht mal mehr von der Brücke in die Aare. Mikes Vater hat seit dem Morgen etliche Leute angerufen: Mikes beste Freunde, Mikes Schwestern, aber Antworten auf die Frage, was passiert ist, hat er nicht gekriegt. Das einzige, was er weiss, ist, dass Mike einen Schlag auf den Kopf bekommen hat – um vier Uhr früh, an der Bieler Zentralstrasse. Und dass er schwer am Hirn verletzt worden ist.

Immer wieder ertönt das «Wuschsch» der Schiebetür und Vater und Mutter lassen die Köpfe hochschliessen: einige Menschen in Weiss schieben sich an ihnen vorbei, mal grüssend, mal betroffen nickend, bis der junge Arzt kommt, der die Eltern zu ihrem Sohn begleitet.

Mike liegt mit geschlossenen Augen da, sein Brustkorb hebt und senkt sich im Rhythmus des Beatmungsgeräts. Längs auf seinem Kopf klafft eine Narbe, die mit Nahtklammern zugehalten wird. Neben ihm piepst ein Apparateturm.

Mike lebt. Aber nach einer Verletzung wie Mike sie hat, sind dauerhafte Hirnschäden zu erwarten.

Wie ein nasser Sack

Eine Partygängerin hat alles mit dem Handy gefilmt: Gerangel vor der Tiffanys Bar, johlende Leute auf dem Troitair, Mike steht auch dabei. Ein Türsteher vom Duo-Club fuchtelte zwischen den Leuten herum, ein zweiter kommt ins Bild gerast und springt – Fuss voran – einem der Streitenden in den Rücken. Dieser geht zu Boden, Mike macht ein, zwei Schritte zurück und steckt die Hände in die Hosentaschen. Dann der Schlag: Mike fällt nach hinten, seine Arme schiessen hoch, er landet wie ein nasser Sack auf der Strasse und knallt mit dem Kopf auf den Asphalt.

Der Türsteher hat Mike niedergeschlagen.

Zeugen sagen, Mike wollte schlichten und er habe versucht, sich zu entfernen, als die Türsteher antrabten. Er hat es nicht geschafft. Bald kommen Ambulanz und Polizei. Der Täter wird von der Polizei abgeführt. Mike wird ins Regionalspital Biel gefahren und eine Stunde später fliegt ihn die Rega ins Insepspital. Hat der Türsteher Mike mit einem der Streitenden verwechselt? Oder wollte er einfach Dampf ablassen? Aus Notwehr hat er jedenfalls nicht zugeschlagen – das macht das Video ersichtlich. Die Staatsanwaltschaft ermittelt nun wegen schwerer Körperverletzung, eventuell fahrlässiger schwerer Körperverletzung. Vorerst gilt natürlich noch die Unschuldsumutung.

Lücke in der Sicherheit

Wer für ein Sicherheitsunternehmen als Türsteher arbeitet, muss mindestens zwanzig Stunden Sicherheitsausbildung in der Tasche haben. Das schreibt der Gesamtarbeitsvertrag der Branche vor.

Zwanzig Stunden Ausbildung – dieser Missstand dürfte auch der Politik aufgefallen sein. Ab 2017 tritt nun ein Konkordat in Kraft: Künftig müssen Angestellte von Sicherheitsfirmen regelmässig bei den Behörden antanzen und mittels Kreuzchen auf einem Multiple-Choice-Tests beweisen, dass sie für den Job geeignet sind. Zehn Kantone machen beim Konkordat mit, Bern geht aber eigene Wege. Im September stimmte der Grossrat für die Motion «Bewilligungspflicht für Private Sicherheitsfirmen umsetzen». Die Motion fordert Regulierungen rund um die Sicherheitsbranche. Gemäss Motionärin sollen die schwarzen Schafe aussortiert werden, weil es immer wieder zu wüsten Szenen komme, und gut arbeitende Unternehmen sollen geschützt werden. Wie das konkret umgesetzt wird, steht frühestens in zwei Jahren fest. Dann steht die Revision des Polizeigesetzes an, in das die Forderungen miteinfließen sollen. Bis dahin können Türsteher weiter ungehindert rekrutiert werden. Insbesondere, wenn sie nicht für eine Sicherheitsfirma arbeiten, sondern bei Gastronomiebetrieben direkt angeheuert sind. Dies betrifft gemäss VSSU (Verband Schweizerischer Sicherheitsunternehmen) die Mehrheit der Türsteher. Sie unterstehen nicht dem Gesamtarbeitsver-

trag und ihnen wird keine Grundausbildung vorgeschrieben.

Heute – vier Monate nach Mikes «Unfall» – hüten Mitarbeiter von National Guard Security (NGS) die Pforten des Bieler Duo-Clubs. Ob das schon im Sommer so war und ein NGS-Türsteher Mike den verheerenden Schlag zugefügt hat, wollen die Verantwortlichen nicht bekannt geben.

Schädelhälfte raus

Das erste, woran sich Mike erinnern kann, ist das penetrante Piepsen des Apparaturturms neben ihm, und dass er sich in einem Raum mit weissem Vorhang befand: der Überwachungsstation. Danach verschwimmt die Erinnerung. Immer wieder schob sich Pflegepersonal durch den Vorhang, drückte an den Apparaten herum, wechselte einen Infusionsbeutel, wies Mike an, erst die rechte, dann die linke Hand zuzudrücken und fragte ihn, ob er wisse, wo er sei. Und bald kamen die Kopfschmerzen. Seiner Schwester, die neben ihm am Bett stand, sagte er noch, «Wie kann ein Kopf so weh tun?!» Ein Freund und dessen Mutter, die ihn anschliessend besuchten, konnten ihm schon keinen klaren Satz mehr entlocken. Das war am zweiten Tag nach dem Vorfall. Ein paar Stunden später wurde er notoperiert: Er hatte erneut eine Hirnblutung. Bei dieser Operation verzichteten die ChirurgInnen darauf, Mikes linke Schädelhälfte wieder einzusetzen. Sein Gehirn war geschwollen und brauchte Platz. Mike weiss nicht mehr viel von den ersten Wochen im Spital. Die Erinnerungsfetzen sind diffus und er hat heute Mühe, sie chronologisch zu ordnen.

Wieder daheim

Auch an den Vorfall selber kann sich Mike nicht erinnern. Er weiss noch, dass er im Party-Boot auf dem Bielersee war. Aber ganz sicher ist er sich nicht, ob er wirklich seine Erinnerung abrufen, oder ob er es durch Erzählungen weiss. Näher als zwei, drei Stunden kommt die Erinnerung nicht an den Vorfall heran. Während den ersten Wochen im Spital war das unangenehm: Niemand konnte ihm sagen, was genau passiert war. Und die Voten aus seinem Umfeld, dass er nichts dafür könne, vermochten ihn nur halbwegs zu überzeugen. Mike neigt dazu, die Schuld zuerst



Mike auf dem Weg zur Besserung. Bis ihm der Schädel wieder eingesetzt werden kann, trägt er einen Helm.

bei sich selber zu suchen, sagen Freunde.

Erst ein langes Gespräch mit einem Ermittler der Kapo konnte ihn zu beruhigen: Er habe offensichtlich zu schlichten versucht und sei einfach zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen.

Nach zwei Wochen im Spital wurde Mike in die Reha verlegt. Anfangs machten ihm die neurologischen Tests Mühe. Farben und Wörter in einer bestimmten Reihenfolge blieben ihm kaum im Gedächtnis. Auch gesundheitliche Rückschläge machten ihm zu schaffen. Er hatte schon den Reha-Austritt vor Augen gehabt, dann fesselte ihn eine Hirnhautentzündung für drei Wochen an die Antibiotikainfusion. Dauerhafte Hirnschäden,

die nach einem schweren Schädel-Hirn-Trauma eigentlich zu erwarten wären, sind aber bis jetzt nicht zu beobachten.

Vor dem Austritt aus der Reha konnte sich Mike Farben und Wörter wieder einprägen; er erzielte in den Tests gute Resultate und konnte die neurologische Therapie abschliessen.

Mike ist jetzt seit ein paar Wochen wieder zuhause. Er ist häufig müde und hat morgens Kopfschmerzen. Seit letzter Woche ist das aber viel besser geworden. Da musste er nochmal ins Insspital: vier Monate nach dem Vorfall haben sie ihm die linke Schädelhälfte wieder eingesetzt – ohne Komplikationen. **jos/bilder: cb**

Stimmen zur Sicherheit im Nachtleben



Andrea Zryd (Grossrätin SP Magglingen)

«Nicht jeder Charakter ist für die Arbeit im Sicherheitsdienst geeignet. Meiner Meinung nach bräuchte es eine differenziertere Auslese von Leuten für solche Jobs. Dies könnte zum Beispiel durch einen Eignungstest oder ein Gespräch am Anfang der Ausbildung erzielt werden.»



Christoph Gnägi
(Mediensprecher Kantonspolizei Bern)

«Wir weisen darauf hin, dass das Gewaltmonopol grundsätzlich beim Staat liegt; polizeiliche Tätigkeiten bleiben der Kantonspolizei vorbehalten. Dies gilt auch bei Personenkontrollen und Wegweisungen. Solange die Tätigkeiten der privaten Sicherheitsdienste in ihrem Zuständigkeitsbereich bleiben, erachten wir sie nicht als problematisch. Bei Problemen werden diese in der Regel mit der Gemeinde und den Clubbetreibern bilateral gelöst.»



Kosmas Mutter
(Geschäftsführer des Ausbildungsanbieters Elite-Guard)

«Wir haben ein riesiges Gefälle im Ausbildungswesen zwischen den verschiedenen Bildungsstätten und Sicherheitsfirmen, das ist problematisch. Es ist eine Herausforderung, die Qualität der Ausbildung hochzuhalten angesichts des Kostendrucks der Konkurrenzschulen. Wir vom Elite Guard – Bildungszentrum sind froh über das kommende Konkordat (Küps), welches ab Januar 2017 eine gewisse Regulierung mit sich bringen wird.»



Reto Casutt (Mediensprecher Verband Schweizerischer Sicherheitsunternehmen VSSU)

«Eine Bewilligungspflicht erhöht die Chancen, qualitativ gutes Personal zu rekrutieren, was wir unterstützen. Es bleibt aber festzuhalten, dass Türsteherdienste überwiegend durch die Gastrobetriebe selbst übernommen werden. Damit unterstehen sie nicht einer Bewilligungspflicht und sind auch nicht an die Bestimmungen unseres GAV gebunden. Gleichzeitig ziehen sich grosse Firmen wie Securitas vermehrt aus solchen Aufträgen zurück.»

Kommentar

Dringender Handlungsbedarf

Securitas, Protectas: Immer mehr grosse Sicherheitsfirmen ziehen sich aus dem Türstehergeschäft zurück. Die Angst, sich in dieser Branche die Finger zu verbrennen, scheint gross. Dafür gibt es Gründe: Das Geschäft der sogenannten Gastrosecurity ist rechtlich ungenügend geregelt. Momentan bestehen kaum Vorschriften, wie TürsteherInnen ausgebildet sein müssen. Wer Mitglied im Verband Schweizerischer Sicherheitsunternehmen (VSSU) sein will, muss zumindest eine Berufslizenz besitzen. Diese lässt sich mit dem Besuch eines Grundkurses erwerben. Ausbildungsinhalte: Strafrecht, Notwehr und -recht, Erste Hilfe, Brandbekämpfung, Selbstschutzverhalten, Psychologie und operative Aufgaben. Alles zusammengepackt in zwanzig Stunden. Die Teilnehmenden bezahlen dafür, den Abschlussstest bestehen spätestens im zweiten Anlauf alle.

Hier stellt sich gleich eine weitere Problematik: Eine Selektion von geeigneten Leuten ist bei den Ausbildungsstätten nicht vorgesehen, die Verantwortung dafür wird aus marktwirtschaftlichen Gründen auf die Veranstalter abgeschoben. Es liegt an den Clubbetreibern, Personal anzustellen, welches sie für die Gewährleistung der Sicherheit in ihrem Lokal als fähig einschätzen – eine schwierige Aufgabe aufgrund der mangelnden Branchenregulierung. Denn auch die Anstellung einer Sicherheitsfirma stellt keine Qualitätsgarantie dar. So greifen Organisatoren gerne auf Privatpersonen zurück, was zwar meistens billiger, aber nicht qualitätsversprechender ist.

Die Lasten der chaotischen Gewerbesituation tragen die Konsumenten. Sie sind die Direktbetroffenen, wenn Sicherheitsleute ungenügend ausgebildet sind und aufgrund ihrer Überforderung falsche Handlungsentscheidungen treffen. Seien dies nur mühsame Diskussionen mit den Türstehenden, welche die Feierlaune verderben. Es kann aber zu auch weitaus schwerwiegenderen Folgen führen, wie Mikes Geschichte aufzeigt. Der dringende Handlungsbedarf ist offensichtlich. **md, ras/bilder: zvg**

sprachaufenthalte weltweit



BOA LINGUA

BERN, TEL. 031 318 44 04

WWW.BOALINGUA.CH

JETZT
GRATIS
BERATEN
LASSEN
.....



Die Schweiz verliert sich.

Eine Polemik

Nach den Wahlen ist vor einer vierjährigen Leidenszeit:
Weshalb die Schweiz auf dem direkten Weg ist, ihre Identität zu verlieren.
Und wie dies verhindert werden könnte. *Ein Gastbeitrag.*

Angst. Vor allem Angst. Keine Emotion beschreibt den Zeitgeist der Schweiz im Jahre 2015 treffender. Angst vor Ausländern, Angst vor Europa, der Welt und dem eigenen wirtschaftlichen Abstieg – und, am bedenklichsten: Angst vor Kritik.

Die Schweiz befindet sich in einer Schockstarre. Knapp ein Drittel aller Wählenden stimmte diesen September für eine Partei, die mit faschistoiden Plakaten Werbung betreibt, die Menschenrechtskonvention infrage stellt und sich als Partei für den «kleinen Mann» versteht, gleichzeitig jedoch, wie einer feudalen Elite dienend, die Interessen ihrer finanzstarken Spender sowie einer kleinen Konsorte raffgieriger, multinationaler Unternehmen schützt.

Doch wo bleibt der Aufschrei? Die Empörung? Gerade ein einziger Schweizer Schriftsteller wagte sich im Vorfeld der Parlamentswahlen, eine intellektuelle Debatte loszutreten über den Zustand des Landes. Was nach Lukas Bärfuss' Beitrag in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung jedoch geschah, ist ein Armutszeugnis für die intellektuelle Kultur der Schweiz. Anstelle einer offenen Diskussion folgte, was hierzulande meist folgt auf Kritik, gerade wenn sie in einem Qualitätsmedium jenseits der Grenze veröffentlicht wird: Ablehnung. Unfair sei die Kritik, sie treffe nicht zu. Ja, eine grosse Zahl der hiesigen Denker schien die Kritik in ihrem patriotischen Empfinden zu stören, der Angriff traf sie persönlich.

Weshalb denn eigentlich? Wäre es nicht an der Zeit, nach solch einem Wahlherbst darüber zu diskutieren, wie ein derartig niederschmetterndes Ergebnis zustande kommen konnte – und wie die Zukunft dieses Landes aussehen soll?

Fakt ist: Die Schweiz ist krank. Gesellschaftlich krank. Vergiftet mit Neid, einer chronischen Angststörung verfallen und in ein intellektuelles Koma versenkt. Bleibt die Frage, weshalb dies so ist. Und wie dem begegnet werden könnte.

Die Grenze im Kopf

Die Suche nach den Ursachen der Maladie Suisse führt unweigerlich zu den Grenzen der Schweiz. Und zwar nicht

zu den so oft diskutierten Aussengrenzen, sondern den innersten, den Gemeindegrenzen. Schon lange stimmen diese nicht mehr mit der Realität überein. Wurden sie einst gezogen in einem Zeitalter der räumlichen und sozialen Immobilität und der daraus erforderlichen Selbstverwaltung, haben sie sich längst zu einem überholten Mythos entwickelt. Heute verlassen laut Bundesamt für Statistik rund siebenzig Prozent der Erwerbstätigen täglich ihre Wohngemeinde, um zur Arbeit zu gelangen; dank gut ausgebautem ÖV ist die Schweiz bis in die hintersten Bergtäler vernetzt.

Dies führt zu einer paradoxen Situation: Einerseits werden Grenzen täglich überschritten und somit eigentlich obsolet, andererseits führt aber genau der Kontrast zwischen der vertrauten Wohngemeinde und dem ausserhalb erlebten, urbanen Lebensalltag zu einer ideologischen Abwehrreaktion. Stadt gegen Land. Die Stadt wird zu einem Symbol für eine Welt, die jegliche Ordnung verloren hat, einer Hure Babylon, die das einfache, unschuldige Volk vergiftet – und das vertraute Zuhause, einem Réduit gleich, zum Ort des Rückzugs, einer künstlich betonten Idylle, vor der die schädlichen Einflüsse der globalisierten Welt ferngehalten werden. Dass konservative Parteien deshalb gerade auf dem Land einen derartigen Zulauf erfahren und die Schweiz politisch insgesamt in rechte Gefilde abdriftet, erstaunt nicht. Vielmehr erstaunt, wie wenig über die Konsequenzen dieser Entwicklung diskutiert wird.

«Es würde sich sogar anbieten, die Kantone neu zu planen und beispielsweise einen Kanton Mittelland zu etablieren.»

Was ist die Schweiz?

Mit dem gedanklichen Rückzug in die eigenen Gemeindegrenzen steht nichts anderes als die Grundidee der Schweiz auf dem Spiel. Als Zusammenschluss von Landesteilen mit vier verschiedenen Sprachen und Identitäten ist die Schweiz seit ihrer Gründung eine Zweckgemeinschaft, die nur funktioniert, wenn Vielfalt und Toleranz gegenüber andern Kulturen gelebt wird. Gerade deswegen erarbeitete sich die Schweiz auch auf internationalem Parkett eine wichtige Rolle. Mit diplomatischer Vermittlung in verschiedensten Krisen und als Sitz des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes sowie des Menschenrechtsrates der Vereinten Nationen hat sie sich international einen hervorragenden Ruf erarbeitet. Man denke etwa daran, dass es der damalige Schweizer Bundespräsident Kurt Furgler war, der die beiden Antipoden Reagan und Gorbatschow im November 1985 in Genf zum Gipfeltreffen der Supermächte USA und Sowjetunion empfing. Das erste Treffen seit sieben Jahren – und ein wegweisender Schritt hin zum Ende des Kalten Kriegs.

«Gratis ist die Devise der Zeit»

Zwar hält die Schweiz diese Tradition auch heute noch hoch, etwa mit den diesjährigen Gesprächen zwischen den 5+1-Mächten und Iran in Lausanne. Doch ist die Stossrichtung aus der konservativen Ecke mit der neuen gedanklichen Kleinräumigkeit eine wesentlich andere. Mit der Annah-

«Diversität besteht nur noch in den Regionalteilen. Dort liest man, dass in Konolfingen wieder eine Kuh vom Zug überfahren wurde»

me der Masseneinwanderungsinitiative, der konsequenten Ablehnungshaltung gegenüber dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strasbourg und fehlendem Kooperationswillen bei internationalen Angelegenheiten sorgt die Schweiz zunehmend für Irritation und Unverständnis im Ausland. Ein Land, das sich als Partner in weltpolitischen Fragen empfiehlt, präsentiert sich anders.

Die Abkehr von der Weltpolitik scheint besonders bedenklich, wenn man beachtet, wie vernetzt und abhängig die Schweizer Wirtschaft schon heute vom Ausland ist. Ein Festhalten an der Vorstellung einer idyllischen, autarken Insel, wie sie die neue Schweizer Kleinräumigkeit vorsieht, bewahrt deswegen nicht etwa ein Schweizer Erfolgsmodell – vielmehr zerstört es genau die Pfeiler, auf welchen dieses steht.

Die kulturelle Gleichschaltung

Das Schweizer Gärtchendenken produziert nicht nur die diffuse Angst vor dem Ausland, sondern ermöglicht eine noch viel gravierendere: Die Angst vor Kritik. Gefördert wird diese nicht unwesentlich von der hiesigen Medienlandschaft.

Während in Deutschland aktuelle Debatten wie die Flüchtlingsthematik, die Ursachen und Auswirkungen des Terro-

risimus oder die neue Rolle Deutschlands als europäischer Hegemon immer noch in einer gewissen Vielfalt an Qualitätsmedien umfassend geführt werden, fehlt der Raum für solche selbstkritischen Diskussionen hierzulande zunehmend. Verfügte die Schweiz ehemals über eine Vielfalt unabhängiger Medien, änderte sich dies dank Gesundschumpfung der Redaktionen und dem Einkaufsmarathon von Ringier und Tamedia auf eine Auswahl an Zeitungen mit identischem Rumpfteil. Diversität besteht nur noch in den Regionalteilen. Dort liest man dann, dass in Konolfingen wieder eine Kuh vom Zug überfahren wurde, in Liestal ein Auto in eine Mauer fuhr oder dass im Seeland der erste Storch gesichtet wurde.

Komplexe wirtschaftliche, politische und zeitgeschichtliche Zusammenhänge rechnen sich journalistisch schlicht nicht mehr. Gratis ist die Devise der Zeit. Pendlerzeitungen boomen und der Boulevard frisst sich sogar ins gebührenfinanzierte Staatsfernsehen, wo Marc Sway bei Glanz und Gloria seinen neuen Haarschnitt vorstellen darf, beim grössten Schweizer Talent ein Kind mit Zahnsperre feiert und dann sicher irgendwann, am Ende der Verwertungskette, noch einen Swiss Music Award gewinnt.

Die mediale Ausblendung von komplexen Zusammenhängen und anspruchsvoller Hochkultur führt nicht nur politisch, sondern auch kulturell zu einem Sumpf aus biederer Mittelmässigkeit, aus der niemand auszuscheren traut. Filmisch schlägt sich dies in folkloristischen Heimatfilmen nieder, musikalisch flutet SRF3 das Land mit dem immergleichen Einheitsbrei bestehend aus Bastian Baker, Stress und Pegasus und in der Migroszeitung feiert sich Bänz Friedli als Hausmann.

Radikalität? Kritik? In diesem Verwertungskreislauf nicht vorgesehen. Schmerzhaft, wenn man sich daran erinnert, dass die Schweiz auch mal das Land von Dürrenmatt oder Frisch war. Und eigentlich immer noch sein sollte.

«Sumpf aus biederer Mittelmässigkeit»

Eine andere Schweiz

Geschieht nichts Aussergewöhnliches, wird die Schweiz dank dem neuen Parlament den Kurs der Selbstzerstörung über die nächsten vier Jahre fortzuführen. Es sind aber auch vier Jahre, in denen über eine andere Schweiz nachgedacht werden kann. Und sollte. Alternativen liegen eigentlich auf der Hand.

Die kulturelle Kleinräumigkeit könnte etwa durchbrochen werden, würde man die Gemeindegrenzen der heutigen Lebens- und Arbeitsrealität anpassen: Gemeinden und Stadträume fusionieren, grösser denken. Es würde sich sogar anbieten, die Kantone neu zu planen und beispielsweise einen Kanton Mittelland zu etablieren. So könnte das Mittelland zu dem werden, was es eigentlich schon lange ist: eine einzige, zusammenhängende Stadt von Bern bis Zürich. Die Folge wäre eine solidarischere Schweiz, die dringende Probleme gemeinsam löst und sich kulturell aus dem kleinräumigen Mief befreit. Die Angst würde der Möglichkeit einer Vision weichen.

«den Raum für Diskussionen, Kritik und Visionen darf sich die Schweizer Öffentlichkeit nicht nehmen lassen»

Geschehen wird all dies natürlich nie. Zu ergiebig ist die Angst für Medien und Politik. So werden deshalb wohl auch in Zukunft die Ausländer Schuld sein an der Zersiedelung, dem Pendlerverkehr und verschwindenden Arbeitsplätzen. So werden wir uns mit bestimmter Sicherheit auch in zehn Jahren keine Kritik aus dem Ausland gefallen lassen und dem Rapper Stress (bis dahin wohl Schlagerstar im Duett mit Francine Jordi) zum Titel des Schweizlers des Jahres gratulieren.

Aber den Raum für Diskussionen, Kritik und Visionen darf sich die Schweizer Öffentlichkeit nicht nehmen lassen. Sonst zerfällt die Schweiz vollends. **David Streit**

Bis 20%
auf heisse Winterangebote
unter [STUcard.ch/winter](https://www.stucard.ch/winter)



BEKB | BCBE

BONUS26.CH



BE SMART, USE
STUcard

Kopftuch, Fussball und Symbol- debatten

Eine junge Frau wird wegen ihres Kopftuchs vom Fussballmatch ausgeschlossen. Die Entscheidung des Schiedsrichters wirft Fragen auf und lässt sich doch rational erklären. Gedanken zu einer Debatte, die häufig auf einer symbolischen Ebene geführt wird.



Ein Samstagmorgen im Oktober, ein Fussballplatz bei Bern. Die Spielerinnen des FC Rotgelb haben sich am Rande des Feldes in einem Halbkreis aufgestellt. Spielerin um Spielerin wird vom Captain aufgerufen, der Schiedsrichter kontrolliert Nummer und Tenue. Nach dem Handshake mit der gegnerischen Equipe verteilen sich die Fussballerinnen auf dem Feld. Im Heimteam kommt plötzlich Aufregung auf. Samira darf nicht mitspielen. Er toleriere kein Kopftuch auf dem Feld, so die Aussage des Schiedsrichters. Den aufgebrachten Spielerinnen und dem Trainer bleibt keine Zeit zum Verhandeln, das Spiel beginnt.

Samira setzt sich auf die Bank. Wütend schaut sie vom Rand aus dem Spielgeschehen zu. Vor fünf Jahren hat sie mit dem Fussballspielen begonnen. Zuerst beim FC Bethlehem, später auch im Selection-Team von YB und nun seit einem Monat in der Damenmannschaft des FC Rotgelb. Samiras Eltern kommen aus dem Irak, sie selbst wurde in Bern geboren. Den Hijab trägt sie, seit sie neun Jahre alt ist. Diesbezügliche Konflikte habe sie noch nie erlebt, berichtet Samira, we-

der in der Schule noch auf der Strasse oder beim Fussballspielen. Das Kopftuch wurde stets respektiert.

Nach der ersten Halbzeit suchen der Trainer und der Sportchef von Samiras Verein das Gespräch mit dem Schiedsrichter: Im Reglementverzeichnis sei kein Kopftuchverbot zu finden. Doch der Schiedsrichter entgegnet, dass Kopfbedeckungen aufgrund der davon ausgehenden Verletzungsgefahr nicht zulässig seien. Falls sie Samira trotzdem spielen lassen wollten, würden sie die Konsequenzen des Fussballverbandes tragen müssen.

Kopftuchverbot im Fussball?

Das Thema Kopftuch ist im Fussball nichts Neues. Im Jahr 2011 war das iranische Nationalteam von einem Qualifikationsspiel für die Olympischen Spiele 2012 ausgeschlossen worden, weil die Spielerinnen im Hijab antraten. Erst ein Jahr später stimmte das International Football Association Board IFAB der Aufhebung des Kopfbedeckungsverbots auf dem Feld zu. Nach einer zweijährigen Testphase bestätigte die FIFA im Frühjahr 2014 die Zulassung von Kopfbedeckungen, solange diese gewisse Bedingungen erfüllen. So muss die Kopfbedeckung entweder schwarz oder in der Hauptfarbe des Dresses sein, sie darf weder am Dress angemacht werden noch Teile aufweisen, die von der Oberfläche abstehen. Und natürlich darf sie keine Verletzungsgefahr für die Tragenden oder andere SpielerInnen darstellen.

Samiras Verein legte nach dem Match Einsprache beim Verband ein. Dieser bestätigte, dass der Schiedsrichter in diesem Fall falsch gehandelt habe. Im Schreiben entschuldigte er sich dafür beim Verein und bei der Spielerin und versprach, mit dem Schiedsrichter dieses Spiels Kontakt aufzunehmen. Der Verband beteuerte später am Telefon auch, dass dem Fehlentscheid keine diskriminierende Gesinnung zugrunde liege, er beruhe auf einem Irrtum und einer «Überforderung mit der Situation».

Die Geschichte liesse sich mit entsprechendem Willen für die aktuelle Kopftuchdebatte missbrauchen. Sogenannt «Kopftuchbefürwortende» könnten beispielsweise die Einstellung des Schiedsrichters kritischer hinterfragen oder dem

Verband eine Verharmlosung des Fehlentscheides vorwerfen. Die Gegner würden wohl die Konfliktstehung beim Zusammentreffen zweier Kulturen herausstreichen. Grundsätzlich jedoch ist die Geschichte unspektakulär und bietet kaum Schlagzeilenpotential. Der Ausschluss der kopftuchtragenden Spielerin beruhte auf einem Missverständnis, es gibt in keinem Spielreglement ein Verbot und deshalb keinen Grund für Diskussionen. Warum lohnt es sich trotzdem, darüber zu schreiben?

Folgen einer Symboldebatte

Die «Überforderung mit der Situation», von welcher der Verband sprach, ist ein wunderbares Beispiel für die Konsequenzen der Polemik, welche sich momentan um Hijab, Burkas oder Minarette aufbauscht. Wenn wir uns die Debatten um diese Symbole in Erinnerung rufen, stellt sich unweigerlich die Frage nach Sinn und Verhältnismässigkeit. Die Diskussionen drehen sich oft um Äusserlichkeiten, der Fokus wird stellvertretend für eine viel komplexere Thematik auf Symbolisierungen gerichtet, das grundlegende Problem wird dabei aber meistens vernachlässigt. Im Rah-

men von rein politischen Propagandaspielen wird die Debatte zelebriert und schafft dabei kein Problem aus der Welt, sondern wirft eher ein neues auf: In der Bevölkerung wird ein künstlicher Bedarf für Verbote und Einschränkungen erzeugt. Kopftuchtragende Frauen erleben unangenehme und unverhältnismässige Reaktionen, weil sich Autoritätspersonen wie LehrerInnen, ArbeitgeberInnen oder in unserem Fall der Schiedsrichter mit der Situation überfordert sehen. Dabei könnten wir uns mit etwas mehr Gelassenheit im Umgang mit anderen Kulturen manche streitbare Auseinandersetzung ersparen. So wie das Kopftuch im Fussball keine Gefahr darstellt, ist es auch in Schulen oder am Arbeitsplatz kein grundsätzliches Problem.

Zentrale Frage

Es gibt sehr wohl gewisse Toleranzgrenzen, insbesondere wenn es um die Verletzung von Grundrechten wie dem Recht auf Bildung oder Gleichberechtigung der Geschlechter geht. Dies ist aber immer noch ein weit umfassenderes und kulturenübergreifendes Problem. Setzen wir unsere Energie für die Förderung und

Gewährleistung dieser Rechte ein. Aber machen wir eine Absage an demagogische Kampagnen, die mit billigem Abwehr-, Verbots- und Abschottungsdiskurs politische Geschäfte bewirtschaften.

Nochmals zurück zum Fussball: der mag ja zurzeit nicht unbedingt als Vorbild in Sachen Sportgeist, Fairness und Redlichkeit dastehen. Aber am Beispiel der Kopftuchgeschichte zeigt er uns, wie durch unaufgeregten Umgang mit kulturellen Unterschieden unnötige und sinnlose Polemiken vermieden werden können. Und hätte der Schiedsrichter von vornherein rein funktionell überlegt, hätte er sich nur die Frage stellen müssen: Wird das Spiel durch Samiras Kopftuch beeinträchtigt? **ras; cf/bild: sam von dach**

Für Dich da – ganz nah.

Neu ab sofort:

Mit dem Pillenpass der TopPharm Länggass Apotheke jeder 10. Monat geschenkt!

Verhütung zu erschwinglichen Preisen: Frag uns nach Generika = gleicher Wirkstoff, gleiche Wirkung, günstigerer Preis.

Für die Prüfungszeit:

Unser Anti-Stresspaket unterstützt Dich, bis Ende Jahr noch mit Fr. 15.– Jubiläumrabatt.

Öffnungszeiten über die Feiertage:

Donnerstag, 24.12.15: 7.45–16.00 Uhr
 Montag, 28.12.15: 7.45–18.30 Uhr
 Dienstag, 29.12.15: 7.45–18.30 Uhr
 Mittwoch, 30.12.15: 7.45–18.30 Uhr
 Donnerstag, 31.12.15: 7.45–16.00 Uhr
 Montag, 04.01.16: 7.45–18.30 Uhr
 Notfallnummer: 0900 989 900

toppharm
Länggass Apotheke

Länggassstrasse 28, 3012 Bern, Tel. +41 31 301 23 22, www.laenggass.apotheke.ch

Dein Gesundheits-Coach.

Ulfsteuer

«Im Interesse des Instituts bitte ich Sie darum, diese Informationen nur innerhalb des Instituts (also unter Studierenden der Geschichte) zu diskutieren und nicht nach ausserhalb zu tragen», beendete der geschäftsführende Direktor der Instituts für Geschichte, Christian Gerlach, Mitte Oktober seine Rundmail an die GeschichtsstudentInnen.

Ein nachdrücklicher Appell: Worte, die in Gedanken an die Brisanz der Angelegenheit geschrieben wurden. Aber vielmehr noch Worte, die Ausdruck der unbeeinträchtigten Güte von Herrn Gerlachs Gemüts sind. Doch dazu gleich.

Zuerst zu den Fakten: In der E-Mail stand, die Dekanin habe das Ernennungsverfahren für die Neubesetzung der Professur für Neuste allgemeine Geschichte gestoppt. Der Grund: Es gab den Verdacht auf Befangenheit mehrerer Kommissionsmitglieder. Ein persönliches oder gar manipulatives Fehlverhalten werde diesen zwar nicht vorgeworfen, doch die Dekanin schlage vor, eine neue Kommission zu bilden.

Zitternd wohl vor dem stigmatisierten Wort der Befangenheit, das die Zeitung «Der Bund» inzwischen auch schon aufgeschnappt hat, berief sich Herr Gerlach da auf jene Blüte einer moralisierten Gesellschaft, die Eigennützigkeit und Verrat tagtäglich den Kampf ansagt: das Vertrauen.

Ja, dass das Vertrauen eine geradezu magische Bindung zwischen Menschen zu schaffen vermag, lernen wir oft schon in den frühesten Kindesjahren. Etwa, wenn der grosse Bruder einem verrät, dass er in die Gummistiefeln der Nachbarn gepinkelt hat, man dies aber den Eltern ja nicht sagen dürfe.

Das wirklich Ehrenhafte am Vertrauen ist aber doch seine Einseitigkeit, die mit der Unwissenheit ob dessen Wür-

digung einhergeht. Das Vertrauen setzt damit eine Fruchtlosigkeit voraus, die in unserer angstgeprägten Gesellschaft nur vorbildhaft sein kann. Dafür gebührt Herrn Gerlach den grössten Respekt.

Es bleibt nur zu hoffen, dass die GeschichtsstudentInnen diese unweigerlich ehrenhafte Geste zu schätzen wussten und keine Informationen aus der E-Mail weitergegeben haben. Unsere Herzen hat Herr Gerlach damit auf alle Fälle gewonnen! Im

Die Attacken in Paris waren schrecklich. Die Attentate in Beirut waren schrecklich. Rückblickend sind die Ausdrücke der Betroffenheit auf Facebook rund um die Anschläge und der daraus entstandene Disput dennoch frustrierend.

Tausende von Menschen färbten ihre Facebook-Profilbilder ohne grossen Aufwand über eine entsprechende Funktion blau-weiss-rot. Indessen erfuhr die über 40 Toten und 240 Verletzten

der Anschläge in Beirut keine ähnlich grosse emotionale Welle der Trauerbekundungen in den Sozialen Medien. Obwohl diese Anschläge nur einen Tag vor jenen in Paris geschahen. Einige bemerkten diesen offensichtlichen Widerspruch und steuerten deshalb mittels Facebook-Posts dagegen.

Die VertreterInnen der blau-weiss-roten Fraktion gerieten deshalb in Bedrängnis, weil sie auf die Attacken in Paris reagierten, aber zuvor nicht auf jene in Beirut. Damit wurde ihnen unterstellt, Menschenleben unterschiedlich stark zu gewichten. Ein Streit war entbrannt. #prayforparis und #prayforbeirut zankten darüber, wer von beiden jetzt vermeintlich besser unsere Empathiefähigkeit ausdrückt, bis #prayfortheworld und #lovefortheworld kamen und alle merkten, dass dieses Problem doch entscheidend globaler und eventuell nicht religiös anzugehen sei.

Dass während dieses Hahnenkampfes der Ausdruck des Mitgefühls nebensächlich wurde, würde niemand sagen. Aber es ist erstaunlich und zugleich bestürzend, wie aus Betroffenheitsbekundungen Streitereien entstehen können. Wir vergessen dabei, worum es wirklich geht. Darum, konkret etwas zu bewerkstelligen. Wie zum Beispiel wählen zu gehen, zu protestieren, über Religionen zu reden, Ungleichbehandlungen wie Mobbing, Ausgrenzung, Rassismus und anderes zu verhindern. Damit jedes Menschenleben den gleichen Wert zugeschrieben bekommt. say

Ablöser

- 11.12.15 **Fester! Liebt Lauter**
- 12.12.15 **80s**
- 17.12.15 **Mantar (DE)** Doom Metal / Punk
- 18.12.15 **10 Years Chocolate From Kingston** Reggae / Dancehall
- 19.12.15 **Urban Shakedown** Bass / Dub
- 24.12.15 **Kleiner Freitag** Punk / Rap / Riotpop / Electrotrash / Trap — Eintritt frei
- 25.12.15 **Tequila Boys** Coversongs
- 26.12.15 **X-Mas Tolerdance** Gay X-Mas
- 29.12.15 **Delinquent Habits (US)** Hip Hop
- 31.12.15 **Silvester im Dschungel** 90s'n'Trash / Jungle / Dub
- 14.01.16 **She Past Away (TUR)** Goth-Wave / Post-Punk
- 21.01.16 **Bubi Eifach (CH)** Mundartrock



Das komplette Programm findest du unter www.isc-club.ch | facebook.com/iscclub.bern

ISC Club Bern | Neubrückstrasse 10 | 3012 Bern



illustration: sam von dach

Zu viel Moral, das zeigt sich hier erneut, behindert die Erkenntnis. Wer Schaum vor dem Mund hat, kann nicht gut reden und sagt manchmal unbedachte Dinge.

Solches Beharren auf alten Positionen ist in einer rasant sich bewegendem Welt zu wenig, um ernst genommen zu werden bei einer Bevölkerung, welche die Probleme des Landes durchaus kennt. Wenn Bärfuss aber von der Schweiz, diesem ökonomisch und künstlerischpotenten Land, als einem «Volk von Zwergen» spricht, dann bleibt er Fern der Realität.

guido kalberer im tages-anzeiger

Hier die Bösen, dort die Guten. Und böse meint, ganz simpel, in der Steigerungsform der von Ihnen gross verwendeten Begriffe: Populismus, Rechtspopulismus, politischer Extremismus, Faschismus. In mindestens jedem zweiten Schweizer steckt ein Nazi.

Hätten Sie Ihren moralischen Panzer, Ihre Verachtung nur einen Moment suspendiert und zum Handy gegriffen, ich hätte Ihre abstrusen Behauptungen in zwei Sätzen widerlegt.

rené scheu in der nzz

Die Gewinne, die unsere Grosseltern in den 40er-Jahren mit dem Zahngold der vergasten Juden machten, nehmen sich verglichen mit unserer aktuellen Wirtschaftspolitik wie ein Sommerpicknick aus. Allein im Ostkongo sind seit 1996 in den Minengebieten 6 Millionen Menschen gestorben und fast alle grossen Rohstofffirmen haben ihren Sitz in unserem Land - geschützt vor jeglicher juristischer Verfolgung durch die Abschottungspolitik der SVP. Mir ist es lieber, mein Land ist hässlich als verlogen. Als wüssten wir nicht alle, auf welchen Verbrechen unser Reichtum beruht. Nein, wir brauchen keine moralischen Kalendersprüche mehr, wir brauchen eine realpolitische Revolution! Denn noch einmal wird uns das die Geschichte nicht verzeihen.

Ein Volk von Zwergen will man hierzulande sein und bleiben. Darauf besteht man durch alle sieben Böden und bis ins hinterste Tal. Und man zeigt sich jetzt immer erstanter, dass man vom Ausland plötzlich auch als Zwerg behandelt wird. Süsseman: Der Wahnsinn, die Katatonie, die psychotische Störung können nicht ewig herrschen. Die Vernunft hierzulande ist nicht tot, sie schläft einfach sehr, sehr tief. lukas bärfuss in der faz



«Studiert Georgisch!»

Die *bärner studizytig* hat Franz Hohler zum Interview getroffen. Ein Gespräch über die Schweiz, Blumen und den Weltuntergang.

Sie sind mit dem Zug gekommen?

Ja, zum Glück. Ich habe gehört, ein Hackbrett sei noch unterwegs mit ein-stündiger Verspätung. (Anm. d. Red.: Am Abend fand ein Auftritt Hohlers mit Band im «La Cappella» in Bern statt. Auf der Autobahn zwischen Zürich und Bern war Stau.)

Was ist Ihnen während der Zugfahrt durch die Schweiz aufgefallen?

Ich bin inzwischen ein derart abgehärteter Zugfahrer – auf einer Strecke wie Zürich–Bern schaue ich kaum noch aus dem Fenster. Aus einem Instinkt heraus weiss ich aber jeweils, wann der Zug am Kernkraftwerk Gösgen vorbeifährt. Ich schaue dann, ob es noch läuft.

Und?

Es läuft noch.

Mal abgesehen von den Eindrücken während der Zugfahrt. Wie steht es um die Schweiz?

Ich will trotzdem mit der Zugfahrt beginnen. Wenn man von Zürich nach Bern fährt, dann fährt man praktisch durch eine einzige Agglomeration. Das Mittelland gleicht einem Stadtstaat wie Singapur. Wir sind ein unglaublich dicht besiedeltes Land.

Sie haben eine Serie von Geschichten verfasst, in denen Sie Orte beschreiben. Was denken Sie, wenn Sie heute, Jahre später, diese Orte sehen? Wie erleben Sie die Veränderungen der Landschaft?

Für jemanden, der das noch anders erlebt hat, ist das schon irritierend. Wenn man leere Flächen sieht, überlegt man sich, gleich einem Architekten, was dort wohl mal stehen könnte. Gestern auf einer Fahrt durch Zürich im Bus Nummer 32 bin ich an einer der letzten grossen, unberührten Wiesen vorbeigekommen. Auf dem Plakat vor der Wiese werden Wohnungen angepriesen, die dort entstehen. Das ist für mich ein schmerzlicher Anblick.

Zurück zur Lage der Schweiz. Wie sieht die denn nun aus?

Nun, bei den letzten Wahlen konnte die SVP ja zulegen. Letztlich ist es ihr gelungen, Angst zu mobilisieren. Aber auch eine Sehnsucht. Die Sehnsucht nach einer Schweiz, wie sie einmal war. Doch die gibt es nicht mehr. Die Schweiz ist ein geteiltes Land, das hat die Diskussion um die Flüchtlinge gezeigt. Ein Teil der Bevölkerung sieht die Schweiz als offene Gesellschaft und versteht sich als ein Teil der Welt. Ein anderer, grosser Teil der Bevölkerung will sich abschotten und sagt: «Wir sind die Herren im Land.» Ich sehe die SVP als rückwärtsgewandte Partei, die gleichzeitig aber ein beachtliches Tempo anschlägt. Das erinnert mich an die Sage des

Stiefelreiters. Er reitet im Galopp, aber mit verkehrtem Kopf. Manchmal kommt mir die Schweiz ähnlich vor. Wir müssen mit der Zeit rennen und gleichzeitig versuchen wir, am Vergangenen festzuhalten.

Lukas Bärfuss hat in der FAZ verschiedene Vorwürfe gegen die Schweiz erhoben. Die Resonanz war durchzogen, vorwiegend aber defensiv und ablehnend. Was halten Sie von seinem Text?

Was mir daran gefiel, waren die Empörung und die Leidenschaft. Mit der er die Schwächen der Schweiz beschrieb. In den Erwiderungen hiess es dann, dass es nicht gerade sein bester Text geworden sei. Das sagt man oft aber nur, weil einem der Inhalt nicht passt. Ich fand den Aufbau brilliant, wie er anfangs die Winzigkeit der Schweiz mit den «Swissmania» der Migros illustriert. Jedoch bin ich nicht mit allem einverstanden. Zum Beispiel bin ich nicht der Meinung, dass die Schweiz international eine immer kleinere Rolle spielt. Ich denke hierbei an die Rede von Simonetta Sommaruga vor der UNO oder an Didier Burkhalter als OSZE-Präsident. Nicht zu vergessen ist auch Heidi Tagliavini, eine Spitzendiplomatin, die massgeblich an den Verhandlungen zum Waffenstillstand zwischen Russland und der Ukraine mitgewirkt hat.

>>>





Bärfuss kritisierte auch die Medien scharf. Bröckelt die 4. Gewalt?

Ein Stück weit schon. In meiner Jugend gab es in der Region Olten drei verschiedene Tageszeitungen. Das wäre heute undenkbar. Jetzt stehen wir vor dem Problem der Medienkonzentration. Zum Beispiel gehört das St. Galler Tagblatt zur NZZ oder Der Bund zum Tagesanzeiger. Dadurch geht ein Stück Meinungsvielfalt verloren. Auch werden einige Zeitungen immer mehr zu Meinungsblättern. Die NZZ hat seit der neuen Chefredaktion einen deutlichen Rechtsrutsch in Richtung Freisinn gemacht. Und die Ausrichtung der Basler Zeitung ist mit Blochers Beteiligung sowieso klar.

Entsteht da eine Lücke, die vielleicht gerade die Kunst füllen könnte, sollte oder müsste?

Es gibt ja schon Versuche in diese Richtung, etwa das Medienportal «Kunst und Politik». Doch der Gedanke, dass Kunst eine Lücke füllen müsste, ist für mich zu einfach. Wenn sich Kunst durch etwas auszeichnet, dann ist das die Freiheit. Die Freiheit des Ausdrucks, die Freiheit der Gestaltung, die Freiheit von denen, die künstlerisch tätig sind, genau das zu machen, was ihnen vorschwebt. Und wenn je-

mand findet, er müsse Blumen malen, dann malt er Blumen. Vielleicht in der schlimmsten Zeit. Doch umgekehrt kann eine Blume manchmal das einzige sein, was man allem Schlimmen auf dieser Welt noch entgegenhalten kann. Das Bild der Blume ist dann vielleicht genau das, was ein Mensch braucht. Ob sich die Kunst nun in den Dienst einer differenzierteren Diskussion stellen muss? Ich finde, die Kunst muss gar nichts. Ein Stück weit ist die Kunst ohnehin so tätig, indem sie reflektiert, was passiert und die Wahrnehmung davon unterstützt und hinterfragt.

Wenn Sie das Schlimme auf dieser Welt ansprechen... In einer Ihrer Geschichten prophezeien Sie gar den Weltuntergang. Wie weit sind wir denn damit schon?

(lacht) Wenn man so was schreibt, dann schreibt man das natürlich in der Hoffnung, es finde nicht statt. Oder als Warnung, pathetisch gesagt. Ich denke der Weltuntergang findet dauernd statt, auf verschiedenen Ebenen. Es ist nie ganz voraussehbar, was als nächstes kommt. Aber wir sind schon drauf und dran, diesen Planeten zu verramschen. Oder Grundlagen zu zerstören. Ich bin nach wie vor ein AKW-Gegner der ersten Stunde und werde auch noch einer der letzten Stunde sein. Wir

können die Verantwortung für die radioaktiven Abfälle für hunderttausende von Jahren einfach nicht übernehmen. Das ist eine Illusion. Man denkt, das sei nicht mehr aktuell. Aber das kann morgen schon aktuell sein. Wenn man bedenkt, dass sie um den Reaktor des Mühleberg-Kraftwerks nun so eine Art Bruchbänder gemacht haben. Aber es gibt auch gute Gegenbewegungen. Gerade in der Abfallbewirtschaftung beispielsweise haben wir auch Fortschritte gemacht. Ich bin noch in Zeiten aufgewachsen, wo man plötzlich nicht mehr in die Aare durfte, weil es Fälle von Kinderlähmung gab. Oder denkt an die Solarenergie oder die Windenergie. Da habe ich durchaus auch Vertrauen in die Innovationsfähigkeit, in die Tüftler.

Da kommen grosse Aufgaben auf die Jungen zu. Haben Sie denn noch eine Botschaft an uns Studierende?

Studiert das, was euch interessiert. Und wenn das aus irgendeinem seltsamen Grund das Studium der georgischen Sprache ist, was niemandem etwas nützt und bringt, dann studiert Georgisch.

Im, yas/bilder: sam von dach

Marco (25) aus Bern fragt:

Lieber Experte, Wieso sind Polizisten immer blau?

Lieber Marco,

«Immer» ist ein gefährliches Wörtchen. Es stimmt zwar, dass in der Schweiz die Damen und Herren der Staatsgewalt mit frappanter Häufigkeit – ja geradezu uniform – in Blautöne gewandet sind. Doch der Experte warnt davor, daraus ein axiomatisches «all cops are blue» abzuleiten. Bereits in unserem nördlichen Nachbarland kann diese Aussage keinen Wahrheitsanspruch mehr geltend machen – in Deutschland trägt die Tschuggerei ebenso einheitlich Grün, wie sie in der Schweiz Blau trägt. Aber das macht die Frage umso interessanter, wieso sie mal Blau, mal Grün trägt. Denn offensichtlich scheint es keinen internationalen Konsens darüber zu geben, welches denn nun die «polizeiligste» Uniformfarbe sei. Da Feldforschung selbst bei einem ausgewiesenen Experten zuweilen die eine oder andere Horizonterweiterung verursachen kann, habe ich entschlossen, deine Frage an die Menschen weiterzuleiten, die von diesen blauen Uniformen betroffen sind, sollten sie mir das nächste Mal über den Weg laufen. Jedoch scheinen die Damen und Herren in Blau der gleichen Gattung anzugehören wie Baumarktangestellte: Sie glänzen mit gefühlter Omnipresenz, sind aber praktisch nicht zu erwischen, wenn man sich ratsuchend an sie wenden möchte. Nun waren die ersten angetroffenen Gesetzeshüter, die per pedes unterwegs waren und gerade halbwegs unbeschäftigt wirkten, ausgerechnet auch noch alles andere als blau: Zivilbeamte, mutmasslich Angehörige einer Einheit, die sich

dem Kampf gegen bewusstseinsweiternde Substanzen verschrieben hat und nach einem krautigen, halbwinterharten Schwertliliengewächs benannt ist. Der Experte rät an dieser Stelle nachdrücklich davon ab, Zivis von Krokus zu fragen, wieso sie blau seien – because of reasons und weil sie nicht blau sind. Der Experte hat also deine Frage noch etwas für sich behalten und sie dann den beiden Flics gestellt, die im Bahnhof gerade etwas markierten. Wahrscheinlich Präsenz. Der Polizist erwiderte etwas erstaunt, aber freundlich, dass man bei der Uniform nicht nach seiner Lieblingsfrage gefragt würde. Seine Kollegin schrieb der Farbe Blau eine beruhigende Wirkung zu – im Gegensatz zu Rot, das ja aggressiv mache. Der Experte hält dies für eine einleuchtende Begründung. Ich hoffe du, lieber Marco, siehst das ähnlich. Und falls nicht: Alle Farben sind schön.

Zivile und zivilisierte Grüsse
Dein Experte nw

Auch wenn es die Dozierenden kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnenteam nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. Sende jetzt deine Frage an frage@studizyig.ch!

Jetzt STUcard.ch App downloaden

BEK B | BC BE | **BONUS26.CH**

BE SMART, USE STUcard

Gar nicht mal so schön

Die Plakate der Sportstudiparty «Out 4 Fame» lassen tief blicken – auf viel Haut und ästhetisierte Rollenbilder.

Doch, es gibt ihn, den einen Donnerstagabend im Semester, an dem selbst die Sportstudis einen Schuss Hochprozentiges in ihren Proteinshake fliessen lassen! «Out 4 Fame» nennt sich die semilegendäre Party im Le Ciel, an der sich die bestaussehenden und bestgebauten Körper der Alma Mater die Ehre geben, um sich auf der Tanzfläche aneinander zu reiben oder zumindest vor der Linse des tillate-Fotografen zu räkeln. Dementsprechend präsentieren sich auch die Plakate und Flyer, mit welchen dieser Event jeweils angekündigt wird: eine Sportart als Motto – und dann vor allem braungebrannte Haut und angespannte Muskeln, beides in üppigem Masse.

Anlässlich der letzten Ausgabe radelten die Sportstudis nun durchs Le Ciel, selbstverständlich angliert: «Cycling Edition» nannte sich das jüngste Sportlerfest. Höchste Zeit, dem dazugehörigen Plakat einen zweiten Blick zu widmen – schliesslich gibt es keine Tiefe ohne Oberfläche.

Die Mottosportart, der gemeine Radsport, kennt eine sonderbar anmutende Tradition: die Backenküschchen der grazilen Lokalschönheiten für den Tagessieger. Eine Steilvorlage für die Freunde von «Out 4 Fame», denn wo präsentieren sich Astralkörper schöner als bei einer Siegerehrung? In bester Tour de Virilité-Manier posiert auch auf unserem Plakat ein junger Beau mit Siegerlächeln, Fahrrad und zwei Bunnys, die scheinbar ihr Glück kaum fassen können, die zarte Hand auf die Schulter des Champions legen zu dürfen.

Übrigens werden heutzutage professionelle Models als «Tour-Hostessen» engagiert, bei den grossen Rundfahr-

ten wird ihnen der Kontakt mit den Fahrern im Arbeitsvertrag explizit verboten, bis auf das Küssen natürlich. Dass der Mann so deutlich im Mittelpunkt und Vordergrund des «Out 4 Fame»-Plakats steht, passt also ganz gut ins Radsportgenre, ist allerdings deswegen noch lange nicht nötig.

Nein, eine Studiparty muss nicht mit einem altgriechischen Zitat beworben werden. Doch beim Anblick der penetranten Billigkeit der «Out 4 Fame»-Plakate fasse ich mir, und das mag vielleicht erstaunen, nicht ans erigerte Glied, sondern an den Kopf – gerade wenn es sich um die neueste Ausgabe handelt. Auch am Institut der Sportwissenschaften dürfen sich StudentInnen die Frage stellen, wie Körperideale und Weiblichkeit – übrigens genauso auch Männlichkeit – inszeniert und dargestellt werden. War den Flyern der «Gymnastics Edition» vom März dieses Jahres wenigstens noch ein pointiert homoerotischer Touch abzugewinnen, reproduzieren die unzähligen auf dem Campus verteilten Plakate der «Cycling Edition» Geschlechterrollen, welche die Studierenden-generation doch eigentlich zu überwinden versuchen sollte.

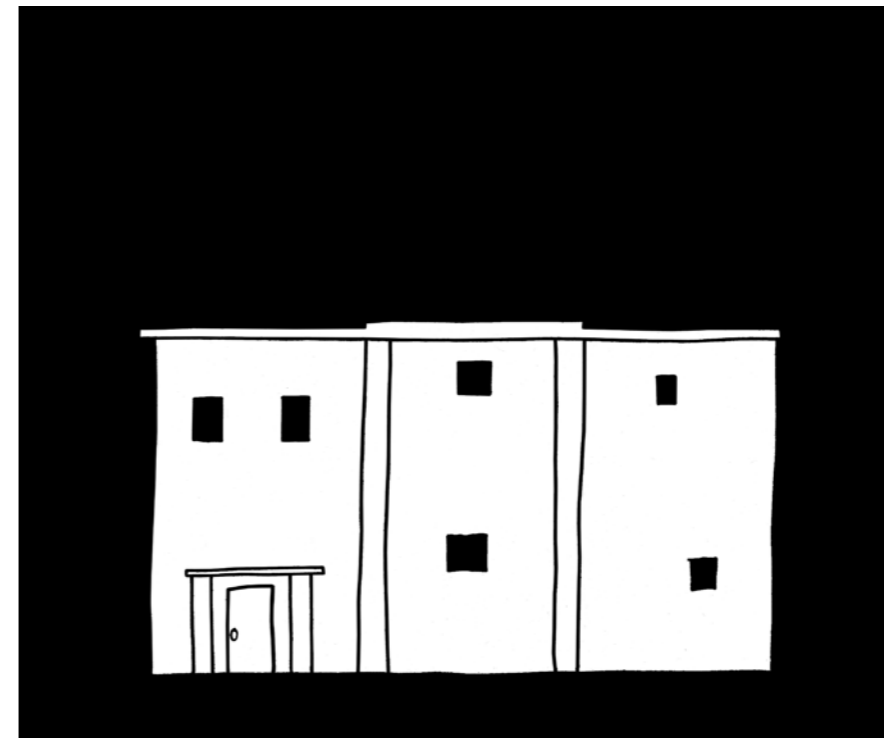
Man stelle sich mal vor, die Sportstudiparty würde das Horizöntchen ihrer Schönheits- und Rollenideale ein wenig erweitern und mit Paralympic-AthletInnen werben. Oder mit einem Bilderbuchbreitensportler, dessen Männerbrust dann halt nicht laserepiliert ist. Oder einfach mal ganz ohne Bauchnabel. Auf jeden Fall freuen wir uns bereits auf die nächste Ausgabe. **re/bild: zvg**



Rätsel

Welcher Filmtitel versteckt sich in der Illustration?
Sende deine Lösung bis am 8. 1. 2016 an raetsel@studizytig.ch.
Zu gewinnen gibt es drei Getränkgutscheine im Wert von 20.– fürs ISC.
¡Buena suerte!

Lösung bsz #1: Mary Poppins



Hier noch Vera.



Und die Öffnungszeiten der umliegenden Kopierläden am Sonntag:

Copyquick in der Länggasse: Geschlossen
Kopierladen 99: Geschlossen
Copytrend AG Bern: Geschlossen
Copy2000: Geschlossen
Länggass Druck: Geschlossen
Copyprint Bern: Geschlossen

Impressum

Die *bärner studizytig* wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4x jährlich mit einer Auflage von 13 000 Exemplaren.

Redaktion

Carlo Bischoff (cb), Marco Dal Molin (md), Rafael Egloff (re), Cedric Fröhlich (cf), Luca Hubschmied (lh), Livia Middendorp (lm), Rahel Schaad (ras), Yannic Schmezer (yas), Jonathan Stauffer (jos), Nicolas Weber (nw), Saare Yosief (say)

Externe

David Streit
Design: Jacqueline Brügger, Paolo Riva
Layout: Jacqueline Brügger, Alice Fankhauser
Lektorat: Nadine Zybach

Werbung

Tizian Faddi, werbung@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern
info@studizytig.ch
www.baerner-studizytig.ch

Druck

Gassmann AG, Biel

Redaktionsschluss *bärner studizytig* #3:
17.02.2016
Inserate-Annahmeschluss: 19.02.2016
Erscheinungsdatum (Versand): 02.03.2016

Redaktion SUB-Seiten

Angela Krenger (ak), Marco Hostettler (mh)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch
Verantwortlicher SUB-Vorstand:
Julian Sonderegger,
julian.sonderegger@sub.unibe.ch
Lektorat SUB-Seiten: Simone Herpich

Adressänderungen bitte melden an:
info@studizytig.ch

Die *bärner studizytig* dient der Student-Innenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der *bärner studizytig* im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen.

Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die *bärner studizytig* trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an info@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die *bärner studizytig* nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail an info@studizytig.ch.

«Dagegen müssen wir uns wehren, die Studienwahl muss frei bleiben.»

Ein Gespräch mit dem Bildungsdirektor Christoph Eymann über die freie Wahl des Studiums, gesellschaftliche Bedürfnisse und die Nachfrage der Wirtschaft. Der 64-jährige Jurist ist Regierungsrat im Kanton Basel-Stadt und Präsident der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren EDK.

Herr Eymann, was zeichnet das Schweizer Bildungssystem besonders aus?

Dass wir einen prüfungsfreien Zugang zu höheren Bildungsinstitutionen haben. Bezogen auf die Uni heisst das, dass man mit dem Maturazeugnis freien Zugang an jede Hochschule hat. Eine besondere Stärke ist zudem die Durchlässigkeit des Systems. Es gibt keine Sackgassen. Man kann von einer Berufslehre per Weiterbildungen an Hochschulen studieren. Das ist eine enorme Leistung.

Die SVP, zum Beispiel im Vorstoss von Ueli Augstburger, sieht Handlungsbedarf. Er will die Berufslehre stärken und gewisse Studiengänge verkleinern, damit andere, zum Beispiel technische Studiengänge, gefördert würden. So gäbe es dann mehr Techniker. Sehen Sie auch Handlungsbedarf?

Überhaupt nicht in diese Richtung. Wenn es Handlungsbedarf gibt, dann muss dies über die Information junger Menschen geschehen. So gesehen halte ich gar nichts von diesem Vorstoss. Erstens läuft er dem wichtigen Prinzip der freien Wahl zuwider, die zusätzlich durch die interkantonale Universitätsvereinbarung gefördert wird. Denn wenn beispielsweise die Universität Bern einen bestimmten Studiengang nicht anbietet, kann dieser in einer anderen Stadt studiert werden und der Kanton Bern bezahlt dafür.

Zudem ist es eine völlig falsche Vorstellung, dass eine Einschränkung der Geistes- und Sozialwissenschaften zu mehr Studierenden technischer oder naturwissenschaftlicher Studiengänge und so zu mehr MINT-Fachkräften führen würde.

Ich zum Beispiel habe die Prüfung fürs Medizinstudium nicht geschafft. Danach habe ich Recht studiert. Hätte es eine Zugangsbeschränkung für Jura gegeben, wäre ich trotzdem nicht Ingenieur geworden, denn in Mathematik bin ich zu schlecht und wäre so ein schlechter Techniker. Die Politik sollte nicht steuern, was die Leute studieren dürfen. Sonst sind wir nahe bei der Planwirtschaft.

Die Studienwahl junger Leute soll vermehrt von den persönlichen Fähigkeiten und dem Arbeitsmarkt geprägt sein. So die Erklärung 2015 der EDK. Das sind zwei ganz verschiedene Kriterien, können beide gleichzeitig berücksichtigt werden?

Wahrscheinlich nicht gleichwertig. Das Motiv dahinter ist, dass nicht völlig am Bedarf vorbei Leute ausgebildet werden sollen. Es macht – um ein überzeichnetes Beispiel zu nennen – wenig Sinn, dass Astronauten zu dreihundert ausgebildet würden, wenn für sie gar keine Chance besteht, anschliessend als Astronaut tätig zu sein.

Ich bin persönlich sehr skeptisch, wenn es um die Anliegen der Wirtschaft geht. Natürlich ist es wichtig, dass Chancen zur Berufsausübung bestehen. Aber gerade in der heutigen Zeit verlangt die Wirtschaft von den Leuten oft zwei oder drei Ausbildungen sowie zahlreiche Weiterbildungen. So entstehen interessante Werdegänge. Deshalb arbeiten Psychologen nicht nur als Therapeuten, sondern auch im Human Resource Bereich oder in Konzernleitungen. Zudem weiss man nicht, welche Bedürfnisse die Wirtschaft haben wird, wenn in fünf Jahren die jetzigen Studierenden fertig sein werden.

Sozialwissenschaftler sind mehr als alle andern Hochschulabsolventen Generalisten. Sehen Sie darin ein Problem?

Überhaupt nicht, im Gegenteil. Unsere Gesellschaft krankt eher, wenn ich es überspitzt formuliere, an Fachidiotentum; dass jemand nicht über den Teller- rand seiner eigenen Ausbildung schaut.

Für mich ist es ganz wichtig, dass die Vielfalt angebotener Fächer nicht auf eine aktuelle Mangelsituation in der Wirtschaft abgestimmt wird. Es darf nicht aus der Not heraus, die unter anderem aus der Masseneinwanderungsinitiative entstanden ist, zu «Hau-Ruck»-Reaktionen kommen, um Leute in bestimmte Studiengänge zu drängen. Also kein «Du wirst jetzt Ingenieurin und du Architekt et cetera». Dagegen müssen wir uns wehren, die Studienwahl muss frei bleiben.

Wie verhält es sich mit der Qualität der Studiengänge. Könnte deren Qualität durch Aufnahmeprüfungen verbessert werden?

Ich bin da etwas gespalten. Auf der einen Seite verteidige ich den Eintrittstest in die Medizin. Ich finde diesen humaner, als wenn im ersten Studienjahr die Hälfte der Studierenden ausgesiebt wird. In der Medizin wurde der Numerus clau-





sus aufgrund begrenzter Kapazität und Infrastruktur eingeführt. Über 80 Prozent von denen, die ihn bestehen, machen das Studium fertig. Er ist offenbar auf die Studienkompetenzen, die Ende Studium vorhanden sein sollen, gut ausgerichtet. Er sagt aber nichts darüber aus, ob jemand ein guter Arzt oder Ärztin wird, also wie er oder sie mit den Patienten umgeht.

Grundsätzlich sollten nicht vermehrt Aufnahmeprüfungen eingeführt werden. Die jungen Menschen unterscheiden sich in ihrer Entwicklungsgeschwindigkeit. Es kann sein, dass jemand zum Zeitpunkt der Eintrittsprüfung für diese noch nicht bereit war oder ihn seine Interessen erst während des Studiums zu Höchstleistungen antreiben. Diese Freiheit in der eigenen Entwicklung, finde ich, sollten wir nicht aufheben. Bologna hat das Studium bereits stark normiert.

Die Nachfrage von Gesellschaft und Wirtschaft wird oft in einem Atemzug genannt. Ist das dasselbe?

Ich sage es mal so: der Auftrag, aufs Berufsleben vorzubereiten, ist ein Teil des Auftrags der Volksschule. Der generelle Auftrag ist aber, dass aus den Kindern mündige Menschen werden, die ihr Leben selbstbestimmt führen können. Das bedeutet weitaus mehr als berufsfähig zu sein. Die Bedürfnisse der Wirtschaft sind ein Teil der Bedürfnisse der Gesellschaft. Die Gesellschaft hat auch ein Bedürfnis

nach Menschen, die friedlich und respektvoll miteinander umgehen, die Gemeinschaften bilden, nicht nur beim Bezahlen der AHV und sonstiger, gesetzlich verordneter Solidarität. Sondern, dass wir wesentlich und willentlich friedlich miteinander umgehen und miteinander klar kommen, dies nur ein Beispiel.

Was denken Sie, gibt es wirklich zu viele Maturanden? Und wenn man ihre Zahl herunterschrauben würde, gäbe es dann mehr Berufslehrlinge?

Nein, ich glaube nicht, dass dem so wäre. Wir müssen aber auch aufpassen, dass es sich nicht in die falsche Richtung entwickelt. In Deutschland wird seit kurzem das Abitur für eine Banklehre vorausgesetzt. Das finde ich schlecht, denn es hindert jene, die eine kaufmännische Berufslehre machen wollen daran, in einer Bank zu arbeiten. Und es ist unklar, warum eine solche Lehre in der Verwaltung, aber nicht in einer Bank möglich sein sollte. Die Berufslehre muss gestärkt werden.

Wäre ein System denkbar, in dem Personen ohne tertiären Abschluss in höherer Stellung tätig sind?

Das ist heute so. Es muss gezeigt werden, dass man auch per Berufslehre weit kommt. Dann muss man bedenken, dass es nicht allen um den Verdienst geht, sondern beispielsweise um eine gute Work-Life-Balance. Hier spielt auch das soziale Prestige der Berufe eine Rolle, an dem wir arbeiten sollten. So zum Beispiel an der Vorstellung, dass die Tochter oder der Sohn à tout prix ans Gymnasium muss. Daran zu arbeiten ist aber eine gesellschaftliche Aufgabe, nicht jene der Schule, hier sind die Eltern in der Pflicht.

Wie erklären sie sich, dass Umfragen wie zum Beispiel jene im 20 Minuten zeigen, dass über die Hälfte der Befragten finden, es gebe zu viele Maturanden. Woher dieser schlechte Ruf?

Vielleicht ist der Begriff «Maturand» negativ belegt, weil er mit überheblich oder wohlbetucht oder siebengescheit gleichgesetzt wird.

Verstehen Sie die Forderung, dass Studienabgänger, so schnell wie möglich arbeiten sollen, weil sie den Staat sonst zu viel kosten?

Ich finde die Diskussion darüber, dass Studierende sehr privilegiert sind, da sie zum Grossteil durch Steuergelder subventioniert werden, nicht falsch. Jemand mit Berufslehre muss viel selber bezahlen, so auch die Weiterbildung zum Meister. Vom Gerechtigkeitsinn her, fände ich es gut, dass auch die höhere Berufsbildung bezahlt würde.

Es ist wichtig und sie sprechen hier etwas indirekt an, wir müssen darauf Acht geben, dass unsere Bevölkerung nicht nach Berufsmöglichkeiten und -chancen sortiert auseinanderdriftet, sondern dass die Grundsolidarität bestehen bleibt. Nicht dass es wieder zu Klassendenken kommt.

Kinder aus bildungsnahen Familien schliessen mit grösserer Wahrscheinlichkeit einen Hochschulabschluss ab als andere. Ist das noch so?

Ich glaube, leider ist es so. Eine Lehrerin berichtete mir kürzlich, es sei oft noch der Fall, dass die Befragung des Büchergestells der Eltern viel über die Bildungschancen der Kinder aussage. Da sind die Lehrer besonders gefragt, dass sie erstens das Potenzial von jungen Leuten erkennen und es zweitens fördern – auch gegen den Willen der Eltern. Es gibt auch das Gegenteil der Eltern, die ihr Kind à tout prix ans Gymnasium bringen wollen. Eltern die meinen, das schaffe ihr Kind sowieso nicht, da noch niemand in der Familie am Gymnasium war. Dort muss man ansetzen, um mehr Chancengerechtigkeit zu erreichen. Ich finde das Wort Chancengerechtigkeit passender als Chancengleichheit. Chancengerechtigkeit heisst, dass Kinder und Jugendliche entsprechend ihrer Fähigkeiten gefördert werden. Das ist eine wichtige Schulaufgabe. **ak/bilder: ak**

Gemeinsam für mehr Bildung

Als am 24. März 2015 wütende GymnasiastInnen gegen das Sparprogramm und die SUB für die Stipendieninitiative auf dem Rathausplatz demonstrierten, entstand die Idee eines breit abgestützten Zusammenschlusses für mehr Bildung.

«Im Moment arbeiten Vertreter unterschiedlicher Bildungsangebote an einem gemeinsamen Grundsatzpapier, um darin ihre Forderungen an das Bildungssystem festzuhalten», berichtet Julian Sonderegger vom SUB-Vorstand. Mitglied der Koalition seien nebst der SUB VertreterInnen aus der Politik und dem StudentInnenrat sowie GymnasiastInnen. Die Gewerkschaft Lehrerinnen und Lehrer Bern (LEBE) und die Mittelbauvereiner der Universität Bern (MVUB) zum Beispiel seien informiert worden – die Koalition wachse.

Gegründet wurde die Bildungscoalition Mitte Oktober, nachdem Ueli Augstburger (SVP) mit seinem Vorstoss auf das Bildungssystem losging. Der SVP Grossrat schlägt vor, dass der Eintritt ans Gymnasium erschwert und der Zugang zu Geistes- und Sozialwissenschaften an der Universität beschränkt werden soll. Denn «Wirtschaft und Gesellschaft brauchen nicht Zehntausende von Psychologen, Ethnologen, Soziologen und dergleichen. Hingegen muss die Nachfrage nach Ingenieuren, Chemikern, Ärzten usw. vielfach aus dem Ausland abgedeckt werden. Hier gilt

es, Gegensteuer zu geben», schreibt der Meisterlandwirt aus Gerzensee.

Schon heute sind nahezu die Hälfte der Jugendlichen zwischen 15 und 21 dauergestresst. Auslöser sind gemäss der Juvenir-Studie der Jacobs Foundation vor allem die Universität, Schule, berufliche Grundbildung, Leistungsdruck und Überforderung. Weil junge Menschen für die Wirtschaft rentieren sollen, soll ihre Ausbildung in den Dienst der Wirtschaft gestellt werden. Doch das heisst nichts anderes, als dass ihre Bedürfnisse den labilen Anforderungen des Arbeitsmarkts untergeordnet werden.

Hinsichtlich des Fachkräftemangels sollen die MINT-Fächer Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik schon bei der angeforderten Aufnahmeprüfung fürs Gymnasium deutlicher ins Gewicht fallen. Auch soll durch einen Numerus clausus, strengere Selektion, ein Darlehenssystem und höhere Studiengebühren die Anzahl Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen verkleinert werden. Gleichzeitig soll die Anzahl technischer sowie naturwissenschaftlicher Hochschulabgänger erhöht werden. So die Motion Augstburger.

«Doch gegen das Prüfen eines Instrumentes zur Steuerung der Anzahl Studierenden bei «überlasteten» Studienrichtungen ist aus unserer Sicht nichts einzuwenden»

Christine Schnegg

Es ist unklar wie das Aussieben mathematisch Schwacher auf Sekundarstufe zu mehr MINT-Talenten oder Handwerkern führen könnte. Auch ein Numerus clausus für Geistes- und Sozialwissenschaften würde die Anzahl Technik-Begeisterter nicht erhöhen. »Aus der Wichtigkeit der MINT-Förderung im Umkehrschluss eine Forderung nach einem Numerus clausus für die Geistes- und Sozialwissenschaften abzuleiten, halten wir für nicht adäquat«, so die Abteilung für Gleichstellung an der Universität Bern. «Junge Menschen sollen ihr Studienfach nach ihren Fähigkeiten und Interessen auswählen können.»

Solange der Hochschulrat keine Koordinationsmassnahmen erlassen hat, sind die Kantone frei, Studiengänge zu beschränken. Doch «Die Maturität ist der Abschluss einer intensiven Phase der Vorbereitung, sie bestätigt die Hochschulreife und berechtigt damit zum prüfungsfreien Zugang an Hochschulen», erklärt Natalie Imboden von der Grünen Partei. Besonders gravierend am Vorstoss Augstburger erachtet die Grossrätin die Forderung nach einer staatlichen Lenkung der persönlichen Wahl der Studienrichtung. Auch Nicola von Greyerz (SP) ist überzeugt,

jeder müsse frei sein, zu studieren, was ihn interessiere.

«Die FDP will am prüfungsfreien Hochschulzugang mit Maturität festhalten», erklärt der Geschäftsführer der FDP Bern Stefan Nops. Auch die CVP möchte den universellen und prüfungsfreien Zugang zum Hochschulstudium mit einer gymnasialen Maturität langfristig aufrechterhalten, so Alexandra Perina-Werz, Präsidentin CVP Bern. Die Grossrat-Fractionen der GLP und EVP wollen den prüfungsfreien Zugang im Grundsatz beibehalten. «Doch gegen das Prüfen eines Instrumentes zur Steuerung der Anzahl Studierenden bei «überlasteten» Studienrichtungen ist aus unserer Sicht nichts einzuwenden», ergänzt Christine Schnegg, Grossrätin und Präsidentin EVP Kanton Bern. Die BDP des Kantons Bern gab keine Stellungnahme ab.

Trotz grundsätzlicher Zustimmung zum freien Zugang, erachtet es die SVP für sinnvoll, die Anzahl der Studienplätze in gewissen Fächern zu reduzieren. Denn Allrounder etwa, wie es die Sozial- und Geisteswissenschaftler sind, seien heute nicht mehr so gefragt wie Fachspezialisten, so die SVP Kanton Bern.

Tatsächlich beträgt die Arbeitslosenquote von Geistes- und Sozialwissenschaftlern fünf Jahre nach Studienabschluss nur 2,8 Prozent; bei den exakten und Naturwissenschaften sind es 3,4 Prozent. Diese Werte liegen im Durchschnitt der Schweizer Arbeitslosenquote von momentan 3,3 Prozent. Die Wirtschaft lechzt also nach gut ausgebildeten Leuten, egal ob Natur- oder GeisteswissenschaftlerInnen.

Anstatt die Bildung zu schmälern, will sich die Bildungscoalition für den Erhalt und die Verbesserung des jetzigen Bildungsstandards einsetzen. Denn die Bildung bilde die Voraussetzung für das Verstehen von Zusammenhängen und bestehender Verhältnisse und ebne so den Zugang zur Beteiligung an gesellschaftlichen und demokratischen Prozessen. So die Einleitung zum entstehenden Grundsatzpapier. **ak**

Die SUB-Seiten behandeln unpolitische Brisanz, informieren über die Aktivitäten der StudentInnenschaft der Uni Bern (SUB) und befassen sich mit dem Unialltag. Für Fragen, Lob und Kritik zu den SUB-Seiten: redaktion@sub.unibe.ch.

Der StudentInnenrat (SR) Herbstsemester 2015 – Das Wichtigste in Kürze

Personelles

Zwei Rücktritte im Vorstand. Samuel Poselt wird von Fabienne Kriesi im Ressort Soziales abgelöst. Sie studiert Geschichte und Englisch, leitet das JUSO Sekretariat und ist Mitglied der Schulkommission der Gemeinde Wattenwil. Zurückgetreten ist Julian Marbach, der das Ressort Rechtliches und Nationale Hochschulpolitik innehatte. Für ihn neu gewählt wurde Carole Klopstein. Sie studiert Sozialwissenschaften und Kunstgeschichte.

Beschlüsse

Der Rat beschliesst die Initiierung einer Bildungscoalition. Zugang haben alle an

einer starken Bildung interessierten Kräfte des Kantons Bern.

Die vorläufige Preiserhöhung für das Unifestival wurde angenommen.

Die Grundausstattung (Steckdosen, Uhren, etc.) in vielen Universitätsgebäuden sei ungenügend. Nach Annahme der Motion soll der Vorstand nun seine Möglichkeiten gegenüber der Unileitung besser ausschöpfen, um dies zu verbessern.

In regelmässigen Abständen organisieren die Mitglieder des VSS eine Delegiertenversammlung (DV). Die SUB wird sich für die Organisation der DV im Frühling 2016 bereiterklären.

Der Vorstand soll bei der Unileitung Informationen zur Rüstungsforschung einholen, damit eine fundierte Diskussion der Thematik im SR möglich wird.

Das Kollegialitätsprinzip im SUB-Vorstand wird nicht im Vorstandsreglement festgelegt. Der Vorstand orientiere sich an der Praxis des Bundesrates, genauere Umschreibungen seien hinfällig.

Die Motion zur Öffnung des Womentorings für beide Geschlechter wurde abgelehnt, da es um die Gleichstellung des Frauen- und Männeranteils auf PhD-Stufe gehe. **mh**



Sean und Nike von Here Hare Here.

Im Hof der Unitobler stehen Imbissbuden, in Seminarräumen sind Bars eingerichtet, die Mensa ist ausgeräumt und zum Konzertsaal umgestaltet, ebenso die Tiefgarage. Die DJs legen bereits auf, in den Bars laufen die letzten Vorbereitungen. Es ist der 31. Oktober, das Unifestival hat begonnen.

Bei den Organisatoren herrscht Hektik, Bands müssen versorgt, Helfer mit ihren Aufgaben betraut werden, Listen verschwinden, irgendwo fehlen Getränke. Seit 10 Uhr morgens sind die StudentInnen an der Arbeit, bis Sonntag arbeiten sie durch.

Im Februar begannen die Vorbereitungen, im Sommer kam der erste Schock: Die Gebäudeversicherung der Uni forderte eine deutliche Reduktion der Besucherzahl. Das war nur mit Einsparungen und Änderungen in letzter Minute zu schaffen. Vor allem wurde bei den Gagen der Bands gespart. Dennoch fanden sich viele Künstler, die dabei sein wollten, auch solche mit grösseren Namen wie Tommy

Vercetti und Dezmond Dez von Eldorado FM, oder Santosh Aertthott und Christoph Walther von Open Season.

Aber auch ein N64 Mario Kart Turnier, Kurzfilmvorführungen aus dem Shnit-Archiv, Akademische Reden und ein Poetry-Slam-Wettbewerb standen auf dem Programm. Diverse Fachschaften und andere universitäre Organisationen besetzten mit Themenbars ihr Budget auf.

«Es gibt nur wenige Veranstaltungen mit einer vergleichbaren kulturellen Vielfalt», hält OK-Mitglied Nicolas Winkelmann fest. Besonders freut ihn die Resonanz, die das Festival in den sozialen Medien erzeugt hat. Es war schon Wochen im Voraus ausverkauft. Fast schon verzweifelt versuchten viele noch bis kurz vorher für den Eintritt einen der 300 Helferplätze zu ergattern.

Im Verlauf des Abends wagen sich zunehmend Gäste am Security-Personal vorbei auf das Gelände. Gegen 23 Uhr

ist es so voll, dass in den Gängen und Katakomben der Unitobler kaum durchzukommen ist. Frauen weichen auf die Herrentoiletten aus. Der Boden ist klebrig von verschütteten Getränken.

Viele der Musiker kennen die Uni noch aus ihrer Studienzeit. Der Rapper Tommy Vercetti und der heute in Basel forschende Biologe mit Pseudonym Nike, Drummer der Rockband Here Hare Here machten hier ihren Abschluss. «Es ist schon speziell, dort aufzutreten, wo man früher studiert hat», so Nike. Auch für Santosh von Open Season ist der Auftritt mit Nostalgie verbunden. Er studierte Jus an der Uni Bern, – die ersten Bandfotos entstanden dort. «Ich kam morgens jeweils topmotiviert in die Bibliothek, um zu lernen. Abends hatte ich aber nie gelernt, dafür Texte für die Band geschrieben», berichtet Santosh. **mh/bild: mh**

Es ruft die Doktorarbeit!

Letizia Carigiet (29) aus Bern war Koordinatorin der siebten Projektrunde des Womentoring an der Uni Bern. Dabei konnte sie 21 Mentees mit Mentorinnen des passenden Fachgebiets zusammenbringen. Sie studierte Deutsche Literatur und Editionsphilologie.

Was ist Womentoring in einem Satz?

Es ist die Möglichkeit sich mit der Frage «Dissertation, ja oder nein?» auseinanderzusetzen.

Handelt es sich nicht hauptsächlich um Frauenförderung?

«Frauenförderung», das ist ein Wort, da denken viele gleich an Frauen-Übervorteilung. Doch da sind wir noch lange nicht. Es geht darum, mal auf dem gleichen Level anzukommen. Etwa die Hälfte der Doktorierenden sind Frauen, doch nach der Dissertation bleiben nicht mal 20 Prozent von ihnen in der Wissenschaft tätig.

Warum können keine Männer mitmachen?

Der Betrieb an Hochschulen orientiert sich immer noch sehr am männlichen Wissenschaftler. Oft gibt es ein rein aus Männern bestehendes Netzwerk, welches Männern den Vorzug gibt. Solche Seilschaften sind nicht unbedingt bewusst. Womentoring soll den Aufbau eines weiblichen Netzwerkes fördern, welches ein Gegengewicht dazu darstellen soll.

Was bringt es den Studentinnen mitzumachen?

Es ist vor allem der Austausch. Junge, aber doch schon erfahrenere Frauen teilen ihre Erfahrungen mit Studentinnen. Dabei geht es um Fragen, wie «Was zieht eine Dissertation alles nach sich?», «Will ich ins Ausland?» bis hin zu «Wie kann ich eine Hochschulkarriere mit der Familienplanung vereinbaren?». Durch Womentoring können sich Frauen gegenseitig bestärken und sich ihrer Rechte bewusst werden. So zum Beispiel flexible Sitzungszeiten verlangen, wenn sie Kinder haben.

Denken Masterstudentinnen schon an die Familienplanung?

Die Frage der Vereinbarkeit von Wissenschaft und Familie ist sehr individuell und auch vom Institut abhängig. Es gibt Institute in denen die Vereinbarkeit eine Selbstverständlichkeit darstellt, da der Frauenanteil sehr hoch ist. Die Universität soll aber zu einem Platz werden, an dem es allen, egal ob Frau oder Mann möglich ist, Wissenschaft und Familie, aber auch andere Verpflichtungen und Hobbies, unter einen Hut zu bringen.

Warum hast du dich für Womentoring engagiert?

Ich will in einer Gesellschaft leben, in der alle dieselben Möglichkeiten haben, egal welchem Geschlecht sie angehören, wen sie lieben und aus welchem Land sie stammen. Viel zu sehr müssen wir heute immer noch mit Stereotypen und Rollenbildern leben, die wir hinterfragen sollten. Wir müssen neue Lebensformen und -wege ausprobieren.

Hast du dein Ziel erreicht?

Die Frauen, die mitgemacht haben, sind nun hoffentlich etwas sensibilisiert. Sie wissen, was es braucht, um nicht nur erfolgreich dissertieren, sondern sich später auch in der Wissenschaft behaupten zu können. Zum Beispiel durch ausreichend Publikationen. **ak/bild: ak**

Dissertation, ja oder nein? Diese Frage stellt sich auch Ilaria Bianchi aus Ersigen, Emmental. Anfangs Masterstudium kam ihr ein Womentoring-Flyer in die Hände und sie machte mit. «Damals war der optimale Zeitpunkt, um teil-

zunehmen», so die gebürtige Italienerin. Die 24-Jährige studiert Italienisch und Französisch an der Universität Bern. Zurzeit beendet sie ihre Masterarbeit zur Interaktion von Rap-Musikern auf der Bühne sowie mit dem Publikum. Im Sommer schliesst sie das PH-Jahr zur Gymnasiallehrerin ab. Sie unterrichtet bereits Italienisch und gibt ein Tutorium in französischer Linguistik. Ilaria überlegt sich im Bereich Interaktionsanalyse weiter



Ilaria Bianchi

zu forschen und deshalb auf dem Gebiet zu doktorieren. Ihre Mentorin Anne-Danièle Gazin (33) aus Antwerpen in Belgien dissertierte in italienischer Sprachwissenschaft und arbeitete am SNF-Projekt über die Konstitution des Raumes in

der Interaktion mit. «Bei den gemeinsamen Gesprächen ging es mir vor allem darum, zu erfahren wie sich eine Diss planen lässt und man ein Konzept erarbeitet».

Es habe sich gelohnt teilzunehmen und die Workshops zu besuchen. Sie werde doktorieren, wenn sich die passende Gelegenheit ergebe. Aber, was ihre Zukunft angehe, werde sie sich auch am Unterrichten und an ihrer Leidenschaft für die Musik orientieren.



Wer macht Platz
für die Velos?

5 Wochen
lesen für nur
CHF 20.-
studi.derbund.ch

Der Bund

Für Leser.